

Archivale

Beiblatt zur Siebenbürgischen Zeitschrift für Handel, Gewerbe
und Landwirthschaft.

1. Jahrg. { Die Siebenb. Zeitschrift kostet mit dem Beiblatt ganzjährig 6 fl. 8. W.
" " ohne das Beiblatt 4 fl. " "
" Mit Postverbindung 6 fl. 60 kr. oder 4 fl. 60 kr. 8. W. } Nr. 15.

Die Dorfschule.

(Fortsetzung.)

IV. Ein Bauer.

„Das heißt einmal nichts, Martin! so machen wir Christtag! Du bist schon zwei volle Stunden an der Arbeit und hast noch nicht einmal das Geschirr am Pfluge zurecht gelegt! Wann gedenkst Du denn die Pferde anzuspinnen?“ rief Tobias unwillig seinem Knechte zu und nahm demselben ein Bündel Zäume, Halfter und Stränge ziemlich unsanft aus der Hand. „Ueberall muß man selbst Hand anlegen, sonst wird gar nichts gethan, denn euch faulen Burschen schlottern die Beine wie alte Karrenräder. Wo jetzt auch nur der verdammte Junge, der Pflugtreiber, steckt! Ich weiß gewiß der Schmied hat ihm die Pflugeisen längst geschärft.“ Mit diesen Worten hatte er das Geschirr zurecht gelegt und Martin ging brummend zum Pferdestalle, aus dem er den Sattelhengst und eine massive Stute hinter sich hergeführt brachte. Tobias schritt hastig der Scheuer zu in den hinteren Theil des geräumigen Hofes, wo zwei starke Ochsen unbehaglich mit ihren langen, schön gewundenen Hörnern auf das hölzerne Joch klappten. „Bist Du fertig mit dem Pfluge, Elie?“ redete er den Ochsenknecht, einen Walachen von kleinem gedrungenen Körper, an; dieser erwiderte bejahend, schob sich die langen, fettglänzenden Haare hinter das Ohr, rückte den vergriffenen runden Filzhut, auf dem noch ein verwelkter Strauß vom Sonntag her steckte, fester auf die Stirne und zog sich, wie räuspemd, das lange faltige Hemde unter dem breiten Gürtel mit der Messerscheide heraus. Mittlerweile hatte der Pflugtreiber das Eisen gebracht, Martin saß nun auch fertig auf dem Sattelhengste da, in der Linken die Zäume, in der Rechten die leberne Peitsche haltend. Da hob Tobias winkend die Hand in die Höhe und ächzend that sich am vordern Ende des Hofes das Gassenthor auf, durch welches zuerst Martin hinaustrieb und dann hinter ihm drein Elie, der langsamen Schrittes neben den Ochsen hin die lange flächserne Peitsche schwang.

„Das laß ich mir einmal nicht nehmen,“ sprach Tobias vor sich hin, als er aus dem Hinterhofe dem Hause zuschritt, „ich halte mir die besten Pferde im Dorfe, die figelt der Hafer bei jedem Schritt in die Beine und

kein Tropfen Wasser bleibt auf ihrem Rücken stehen." Als er vor die Haustreppe trat, traf er mit Sophien zusammen, die eben das Gassenthor wieder in den Kiegel geschoben hatte.

Sophia war bereits zwanzig Jahre alt und, was auf Dörfern bei Mädchen von diesem Alter selten ist, noch unverheirathet. Knechte, die nur so viel „Erde“ besaßen, als man mit einem Betttuche zudecken kann, hatten sich wohl eingefunden, waren aber abgewiesen worden.

„Ist das Frühstück fertig?“ fragte der Alte.

„Im Augenblick! wir mußten erst den Webstuhl aus dem Zimmer hinaus schaffen. Unsere Pflüger sind heute wieder die ersten im Felde.“

„Traum, Kind, der Faule kommt zu nichts, heißt's irgendwo; zudem fangen ja eben in dieser Woche die Feldarbeiten wieder an und bin ich gleich ein alter Mann, so ist es mir doch immer, wenn im Frühjahr der Hof trocken wird und ich da drüben am Bache die alten Weiden voller Blätter und Seidenschwämmchen sehe, als habe mir der liebe Herrgott noch dreißig Jahre zugesetzt; draußen die Felber, wie das einem Bauersmann wohl geizt, mit Fleiß und Lust zu bestellen.“

„Wir haben den Winter über hundert Ellen Leinwand herabgesponnen und gewebt, ich habe sie eben gemessen.“

„Was nützt das Alles, wenn man heut zu Tage jedes Kleidungsstück von den Tuten *) kauft. Unsere Alten trugen nur Kittel und Schürzen aus grobem Linnen verfertigt, das sie sich selber gewoben. Ich sage Dir, Fichen:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,

Ist die schönste Bauertracht.“

Eben traten auch die beiden Söhne des Bauern, der Georg und der Andreas, Zwillinge im Alter von 19 Jahren, durch das Gassenthor in den Hof herein und trugen auf der linken Schulter die Hacke. Sie gingen in den gemauerten Schoppen, warfen die Hacken auf das „Kelterbecken“ und traten gemeinschaftlich mit dem Alten an den Brunnentrog, wuschen sich Gesicht und Hände rein und gingen dann in das Haus um zu frühstücken. Der Bauer that dieses sonst immer mit dem Gesinde gemeinschaftlich, aber der Elie und der Pflugtreiber fasteten heute und so hatte er die „Zwiebelfresser“ im voraus abspeisen lassen und „in die Arbeit“ befördert.

Man setzte sich nun um den runden Tisch herum. Den Rücken gegen die beiden Fenster gekehrt saß der Alte in gemächlicher Breite in dem Lehnstuhle, zu beiden Seiten saßen die Söhne, zwei Aeste eines kräftigen Stammes. Dem Hausvater gegenüber saß die Trine seine Frau und ihr zur Seite Sophia, diese mußte immer auf dem Sprunge sein und bald Salz, bald Brod, bald Wasser reichen. Eben brachte sie auch den Krug mit Wein. Alle tranken aus einem Becher, welcher beim Alten angefangen die Runde machte. Dieser hatte aber immer heimlich ein Auge auf die Söhne, ob Keiner den Becher über die Hälfte austrinke, auch war es „kein Tod,“ wenn Jemand am Tische ungeduldig wurde, daß der Becher zu lange nicht an ihn komme. Dann konnte er auch das hastige Essen nicht leiden, eben so wenig konnte er es ansehen, wenn sich Jemand ein Stück Brod schnitt gleich einer Pflugschar, trotzdem war er aber stets erzürnt, wenn man von seinem Tische hungrig wegging und dann hatte es seine Frau zu verantworten, daß sie aus der Brühre ein Buchbinderkleister

*) Herumziehende, slawonische Kaufleute.

gemacht, oder daß die Suppe so dünn und lange gerathen war, daß sie auf den siebenten Hattert reichte. — Wie bei dem Essen, so trug Alles, was Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit anbelangte, um unsern Bauern herum den Charakter des Maßvollen, der Ordnung und der Strenge. Vorne am Giebel seines Hauses stand der Spruch:

Den Geldsack, den Brodsack, den Essigkrug
Lass' niemals leer, sagt Nachbar Klug.

Nach dem Essen schickte Tobias seine Söhne in den Wald hinaus, damit sie Wildlinge für den großen Garten hinter der Scheuer holten, ihn selbst nun sehen wir die Gasse hinauf und hinaus in's Feld schreiten — eine große, rüstige Gestalt. Vor sechs Jahren sollte in der Nachbarschaft irgendwo ein altes Haus niedergedrissen und ein neues an seine Stelle gebaut werden. Das Dach war abgekleidet und man wollte jetzt den hohen festen Giebel herabreißen. Die Nachbarn, welche bei jedem Baue einen oder zwei Tage freiwillige Handarbeit leisteten, hatten die starken Bindseile, womit man beim Laden von Heu oder Korngarben den „Wiesenbaum“ anzieht, um die Mauer geschlungen und sechs Männer strengten vergeblich ihre Kräfte an den Giebel herabzureißen, da stieg unser Tobias auf den Zimmerboden, stemmte sich gewaltig gegen die Mauer und schon beim zweiten Rucke „wetterte“ diese auf die Gasse herunter.

Er war jetzt auf einem Hügel außerhalb des Dorfes angelangt. Es war ein schöner, warmer Tag und hie und da grünte schon ein Dornstrauch am Wege und lustig zwitscherte es in den Lüften. Er konnte von hier aus das ganze Brachfeld übersehen, an einer Berghalbe links zogen sich die Weingärten hin, auf diesem Hattert hatte er die schönsten Grundstücke und in dieser „Halt“ die besten Weingärten. Er stand eine Weile ruhig da, ein Gedanke schien ihn zu beschäftigen, den er nicht recht zur Klarheit bringen konnte; er setzte sich auf den Hügel nieder, nahm sich den schwarzen, breitkrämpigen Hut langsam vom Haupte und legte ihn zur Seite auf den frisch grünen Rasen nieder, dann strich er sich die langen, blonden, tief auf die Schultern hängenden Haare bedachtsam von beiden Seiten hinter die Ohren, zog das hölzerne Pfeifchen mit dem kurzen Rohre unter dem breiten, ledernen Gürtel hervor, stopfte es an, nahm Stein und Schwamm und hieb mit dem Stifte einige Funken aus dem ersteren, als der Schwamm Feuer gefangen schwenkte er ihn einigemal auf und nieder, damit er besser brenne und legte ihn dann auf die Pfeife, deren Deckel er sorgfältig zudrückte, denn mit dem Feuer ging er von frühesten Jugend an behutsam um, selbst im freien Felde. Nun hing er ungestört seinen Gedanken nach. Diese beschäftigten sich mit der Presbyterialisierung, welche der Pfarrer am letztverfloffenen Sonntage abgehalten hatte. Dabei war es folgendermaßen hergegangen:

Also der Pfarrer wollte, daß eine neue Schule gebaut werde. Dieser Vorschlag war nicht durchgegangen, denn die Kirchencasse konnte zum Schulbau keine Mittel an die Hand geben und das geringe Vaarvermögen, das sie besaß, glaubte man, abgesehen davon, daß es nicht einmal zur Herbeischaffung des Kalkes hinreichte, nicht angreifen zu dürfen, da man es zu einigen Reparaturen an der Kirche benöthigte. Also „Geld!“ hieß es im Presbyterium, „Geld!“ und nochmals „Geld!“

Der Pfarrer machte den Vorschlag einen Schulkassafond zu gründen, und zu diesem Zwecke sollte jeder Bürger einige Jahre hindurch die Zehntrate

in derselben abliefern. Dieser Vorschlag nun sprengte die Sitzung vollends. Man erhob sich, wünschte zum Abschiede Wohllehwürden eine gesegnete Mittagsmahlzeit und lenkte die Schritte heimwärts.

Aber wie das nun einmal bei einer Presbyterialsitzung zu gehen pflegt: Vor dem Pfarrer packt man seine Meinung nicht gerne gleich so rund heraus, sondern beim Nachhausegehen, wenn man „unter sich“ ist, bleibt man vor dem Gassenthore eines jeden Einzelnen stehen und könnte hier der Herr Pfarrer immer auch nur das dritte Wörtchen hören, er würde bald erfahren, was in so manchen Fällen des Pudels Kern ist. Wenn sich nun eigentlich bei diesem Nachhausegehen die Presbyterialsitzung allmählig auflöst und es kommen die beiden letzten Nachbarn vor ihrem Hause unten in der Gasse an, dann sind diese am besten in die Meinungen aller Früheren eingeweiht und bei der nächsten Sitzung sind sie die zähesten Opponenten.

„Schaut, Hannes,“ sagte nach dem letzten Presbyterium der Presbyter Gerig, als diese beiden unten in der Gasse vor ihren Thoren ankamen, zu seinem Amtsgenossen, „unser Pfarrer will uns eigentlich nur deshalb die Schule bauen lassen, damit er dann selbst darin wohne, er hat uns ja immer über unser baufälliges Pfarrhaus geklagt, und wie ihm da bei starkem Regenwetter das Wasser an den Mauern herab rinne, da er nun gesehen, daß wir das Pfarrhaus nicht bauen wollen, so will er sich in der Schule ein Pfarrhaus bauen lassen.“

„Unsere Geistlichen wollen halt immer nur den eigenen Vortheil,“ erwiderte der Presbyter Hannes und schob mit den Händen den ledernen Gürtel hin und her. „Der Herr Frommann, sein Vorgänger im Amte, (Gott hab' ihn selig!) ist achtzig Jahre alt geworden in unserem Pfarrhause und er hat uns nie mit einem Sterbenswörtchen über das Gebäude geklagt.“

„Na, man soll nur einmal denken!“ sprach der Presbyter Gerig mit zurückgeworfenem Haupte und ausgestreckten Armen, „er ist jetzt mit dem Pfarrhaus nicht zufrieden! Wohnt er denn nicht darin wie ein Graf und hat jemand in der Stadt ein schöneres Wohnzimmer, als unsere Capitelsstube ist?“

„Wir sollen wieder den Zehnten geben!“ rief der Hannes. „Was hat ein Mensch heut zu Tage nicht alles zu zahlen! schon die hohen Steuern sind ja des Teufels!“ Er schlug mit der Hand durch die Luft.

„Dieser Pfarrer ist überhaupt nicht ein Mensch für uns Bauern, tritt man zu ihm ins Zimmer, so fragt er gleich rund und kurz: Was wollt ihr? Sodann wird man kurz abgefertigt, ohne daß einem auch nur der Stuhl zum Sitzen geboten wird. Er achtet den Menschen nichts und dann, wenn er was will, heißt's gleich: So soll es, so muß es sein, als ob wir nur Kälber wären — ho, ho!“ ereiferte sich der Presbyter Gerig und drohte mit dem Zeigefinger in der Richtung nach dem Pfarrhause.

„Der Thomas und seine „Freundschaft“ haben uns eigentlich diesen Pfarrer hergebracht, jener hatte einmal einen Kübel Hanssamen von ihm geborgt, als derselbe theuer war, da er nun hörte, daß dieser Pfarrer in der Wahl sei rannte er Steine aus der Erde, um ihm bei der Wahl die Mehrzahl der Stimmen zu verschaffen und den Hanssamen geschenkt zu erhalten. Jetzt haben wir den Pfarrer auf dem Nacken. — Wir hätten bei der Wahl lieber auf unsern Tobias hören sollen, der rieth immer ab von diesem Pfarrer, denn er wußte, daß derselbe ein Stück Bezirksrichter sei.“

„Mit dem Schulmeister, diesem eingebildeten Menschen, spielt der Pfarrer unter Einer Decke, er will ihm die Schule stabil geben lassen, damit unsere Söhne, welche studiren, brodblos bleiben oder gar unter das Kalbfell gehen müssen.“

„Er wird ja dann halt mit dem Schulmeister zusammen in der neuen Schule wohnen.“

„Wißt Ihr, Nachbar? auch der Hann hält's mit ihnen.“

„Dieser Hann soll sich auf den Pelz sorgen! Er behandelt uns Bauern wie seine Sobagen, uns, die wir ihn nicht gewählt haben, wie das bisher immer Sitte und Recht gewesen, sondern der Bezirksrichter hat uns ihn eingesetzt, und wenn dieser einen Wink gibt, so schlägt der Hann gleich mit dem Stocke drein.“

„Aus der Schule wird also nichts, Nachbar!“

„Na, wir sind ja nicht geschossen!“

Mit diesen Worten gingen die beiden letzten Presbytern in ihre Wohnungen, nachdem sie sich vorher einen guten Appetit gewünscht.

Unser Tobias, den wir noch immer mit seinem Pfeisken auf dem Hügel sitzen sehen, theilte im Wesentlichen dieselben Ansichten, welche wir im obigen Gespräche vernommen. Seine „Freundschaft“ im Dorfe war eine weitverzweigte und somit sein Einfluß auf die öffentliche Meinung schon hiedurch ein großer. Das schlimmste war, daß der tüchtige Pfarrer wegen persönlicher Eigenheiten nicht beliebt war, das weitläufige Geplauder, die süße Cordialität mit Jedem, der ihm begegnete, waren ihm zuwider, er hielt das für Heuchelei, für ein Streben nach falscher Popularität.

„Dieser Pfarrer will Alles neu umgestalten,“ sprach jetzt Tobias vor sich hin, „war's denn nicht gut und tüchtig, was unsere Alten thaten? Mein Vater und Großvater lernten in der Schule den Katechismus auswendig, lasen im Gesangbuche und im Neuen Testamente und wurden späterhin stattliche Wirthe. Mit der Lesemaschine, die sie jetzt in die Schule eingeführt, geht's gewiß wie mit dem neuen deutschen Pfluge, den sich der Pfarrer unlängst anschaffte, und den er uns als Muster anpries. Ich ackerte mit dem meinen ein volles Erdjoch um, bis die Knechte des Pfarrers mit dem ihrigen mühselig ein „Ländchen“ von drei Schritten auftrugten und nun läßt der Pfarrer wieder mit dem alten Pfluge ackern. Und mit der Lesemaschine haben sie jetzt nicht mehr Platz in der alten Schule, man soll eine neue bauen und zwar sollen wir zu diesem Zwecke wieder den Zehnten geben. Da bauen wir eigentlich nur sechs Wirthe die Schule, denn ich allein gebe mehr Zehnten als zwanzig arme „Kalugger,“ die überall den größten Hals haben, wenn's etwas Deffentliches zu entscheiden gibt. Ueber dies haben wir, die wir mit unserem Vermögen die Schule bauen, ja auch die wenigsten Kinder in die Schule zu schicken, während jene, die höchstens einen Haufen sämigen Kornes zu geben haben, in jedem Winkel des Hauses und Hofes ein Kind haben. Sie können die Kinder im Winter nicht beherbergen und wärmen, und so ist es ja freilich nothwendig, daß wir ihnen eine Schule bauen.“

Tobias, Tobias! diese Worte sollen Dich reuen! — Hatte er denn keine Kinder? O doch! Aber er hatte früher immer nur zwei, viermal wollte das Unglück, daß ihm von den Zweien das Eine starb, wenn ihm dieses Eine gestorben war, dann erst wurde ihm wieder ein Zweites nachgeboren. So war ihm auch Sophia als der einzige Sproß des Hauses geblieben, dann

wurden ihm Zwillinge geboren, der Georg und der Andreas. Er hatte nun freilich drei Erben, die das Vermögen nach seinem Tode zersplitterten, aber er liebte sie alle innig, da der Tod schon so oft an sein väterliches Herz gegriffen hatte. Der wiederholte Tod eines dieser Kinder hätte seinen Lebensmuth für immer gebrochen, aber Gott hatte sie alle drei gedeihen und groß wachsen lassen. Und was die Zersplitterung seiner Grundstücke durch drei Erben anbelangte, so hatte er nebenbei den geheimen Trost, daß der Georg sich wahrscheinlich nicht verheirathen werde, denn er war das, was man im Dorfe einen „Tulak“ zu nennen pflegt. An ihm hing Alles plump herab, Suppe, Hofe und Unterlippe und unter den Mädchen war er wenig in Aufnahme.

„Das weiß der sichtliche Teufel, wem der nachartet,“ rief seine Mutter oft im Aerger, wenn sie ihn gehen sah. Der Vater sagte dann: „Das ist Dein leibhaftiger Großvater selig, den ich noch als kleiner Knabe gekannt.“

„Des Rusbäckers Marie“ hatte früher Tobias wohl mitunter gedacht, „würde mir für den Georg nicht unlieb sein,“ aber das „verwetterte“ Mädchen mochte mit dem plumpen Georg nicht einmal tanzen, und wenn diesen sein Vater Sonntags vor der Predigt zu ihr ins Haus trieb sich einen Straus zu holen, so sperrte sie ihm entweder die Thüre vor der Nase ab oder sie machte ihm den Straus aus einem einzigen großen Büschel Krauseminze, so daß ihn die Burschen damit lachend in die Apotheke schickten.

Tobias erhob sich und schlug den Weg zu den Pflügern ein, er hatte über Allerlei nachgegrübelt, so daß er seinen Kopf ein wenig schwer und eingenommen fühlte. Als er nun aber die Pflugsterze in seinen rüstigen Händen hielt, das Eisen den Boden vor ihm tief aufriß und die aufgeworfene Scholle der schwarzen Erde so fettglänzend vor ihm lag und der eigenthümliche Duft des fruchtbaren Bodens kräftig aus den Furchen stieg, da fühlte er sich wieder an seinem rechten Plage, da war er heil und ganz, und als der Pflugtreiber durch die Sonnenhitze ermattet auf dem Sattelhengste eingeschlafen war und die Pferde den Pflug aus der Furche zogen, da flog dem Siebenschläfer eine mächtige Erdscholle an den Rücken, so daß er erschrocken auffuhr und mit Händen und Füßen arbeitend die Pferde wieder in die rechte Zuglinie brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gendarmerie des Meeres.

(Schluß.)

Er ist also Oberst der Meergendarmen, er coupirt einen großen Raum in dem oceanischen Reiche, inspizirt in Grönländ, eskortirt die Züge der Häringe nach den nordeuropäischen Küsten, doch sein eigentliches Fahrwasser ist im Meerbusen von Mexiko, besonders in der Umgegend der westindischen Inseln, woselbst er so häufig angetroffen wird, als im hohen Norden selten. Seine Uniform ist auf dem Rücken dunkler, nach den Seiten heller grau und auf dem Bauche weiß.

Die Weibchen des gemeinen Hai gebären dreißig bis vierzig lebende Junge und setzen dieselben an den Küsten ab, weshalb es in den Buchten Westindiens und der konföderirten Staaten von Nordamerika voll junger Haie

wimmelt, welche übrigens, so lange sie sehr klein sind, delikatschmecken und daher gegessen werden. Die Nahrung besteht meistens aus Fischen, doch wird auch ein Wallfischsängling oder eine Porion Delfphine nicht verachtet; zur Abwechselung spazirt auch der eine oder andere Seebogel als Dessert in das Speisemagazin, und selbstverständlich werden auch die nächsten Verwandten, sogar nach dem Vorbilde Saturns die eigenen Kinder gegessen.

Im Norden, wo die Seethiere nicht so häufig sind, z. B. auf dem Seewege, welchen die Schiffe von England nach New-York einschlagen, ist der gewöhnliche Hai gar nicht gemein, und selten gelingt es einen zu erblicken. Ist es aber der Fall, so folgt er einige Tage hinter einander den Schiffen aber, da er hier so schüchtern und spröde als in den südlichen Gewässern dreift ist, in großer Entfernung. Wirft man jedoch einen an eine Schnur befestigten, aus Holz geschmitzten Fisch, dessen Bauchseite mit Blei beschlagen ist und an dessen Rücken große lange Flossen aus Weißblech genagelt sind, in das Meer, so wirkt dies auf den Hai wie Magnet auf Eisen; denn da das segelnde Schiff den künstlichen Fisch nachzieht und ruckweise durch die Luft schnellst, ist der Hai nicht in Zweifel, daß der fliegende Fisch hinter leckern Mahle sich eignet, und befindet sich deshalb sehr bald dicht am Schiff, um zu sehen, wie der vermeintliche Fisch an Bord gezogen wird. Wirft man nun einige Pfund Brod oder Fleisch in das Wasser, wiederholt später das Manöver mit dem Holzfisch und füttert abermals, so gelingt es doch, den Burschen in der Nähe zu beobachten. Während einer solchen Haifütterung versuchte ein Passagier, eine verrostete Kaffeekanne dem Fisch an den Kopf zu schleudern, fehlte aber. Der Hai legte sich sogleich auf den Rücken — wie dieß beim Fressen stets geschieht — und verschlang die schwimmende Blechkanne, gab sie aber sofort wieder von sich und untersuchte sie lange mit der Schnauze.

So gefräßig alle Haie sind, so scheinen sie doch mit einzelnen Fischarten eine Ausnahme zu machen. Ein kleiner, zwölf Zoll langer, bunt gebänderter Fisch nährt sich gerne von Küchenabfällen, schwimmt daher oft im Kielwasser der Schiffe und scheint wirklich verschont zu werden, weshalb ihn, da er manchmal dicht vor dem Rachen der Haifische schwimmt, die Seeleute „Pilot des Haies, Hailootse“, die Gelehrten „Nauorates ductor“ nennen.

Daß die Haie, selbst die sogenannten Menschenfresser, wirklich nützliche Thiere sind, weiß man an den westindischen und amerikanischen Küsten sehr wohl, stellt ihnen deshalb wenig nach und schont die größten absichtlich, weil sie es als brave Gendarmen und zuverlässige Polizeibeamte verdienen. In jeder Bucht lebt daher wenigstens ein sehr großer Hai, welcher von den Menschen gleichsam als Hausthier angesehen, mit Namen belegt und nicht getödtet wird, weil er das Wasser rein hält, die von See fortwährend einbringenden Haie wieder in's Meer hinausjagt oder auffrisst, dem Menschen aber wenig gefährlich ist, da des seichten Wassers wegen die Rückenlosse in die Luft hineinragt und als Warnungstafel dient. In der Nähe einer texanischen Insel lebte vor wenigen Jahren „Old James“, ein respektabler, wohlbeleibter Patron, der unermüdlich in seinem Reviere jagte und regelmäßig zur Erholung an einer eisernen, roth angestrichenen Signaltonne spielte. Verfasser hatte vor diesem beschuppten Jäger solchen Respekt, daß er, während des Muschelsammelns im Golf einen Neger aufspassen ließ, der durch Hornsignale das Herankommen des Haies avisirte. Wenn nun das Signal ertönte, wurde sofort das

Wasser verlassen; denn die Idee lag ziemlich nahe, daß Old James nicht den geringsten Anstand genommen hätte, einmal einen deutschen Naturforscher der Abwechslung wegen als seltenen Leckerbissen verschwinden zu lassen. Ebenso lebten in der Einfahrt von Charleston Squire Bill (der Friedensrichter) und der allgemein bekannte Port royal Tom im Kingstoner Hafen in Jamaica mit hoher Bewilligung des Volkes als konzessionirte Menschenfresser.

Die Seeleute theilen die Ansichten der Küstenbewohner durchaus nicht, sie können nicht vergessen, daß zu Olin's Zeiten der eine oder andere Seemann aufgefressen oder dem und jenem gelegentlich ein Bein abgebissen worden ist, weshalb sie jede Gelegenheit ergreifen, die Thiere zu tödten, obgleich sie ihnen wenig nützen, wenn nicht etwa später der Wirth einer Schenke das Gebiß für einen steifen Grog einschachert und an der Zimmerdecke aufhängt. Das Fangen der riesigen Fische ist nicht ohne Gefahr, denn sie sind intelligent, schlagen nicht blindlings um sich, sondern geben sich Mühe, irgend einen Mann zu treffen; sie springen, um einen Menschen zu fassen.

Dicht bei der Insel Domingo, die niedrigen Häuser der Schwarzen, die Bananen und Palmen waren schon deutlich sichtbar, hatte Verfasser einen dreißig Fuß langen Hai herangelockt und einige Zeit gefüttert. Da ließ der Hochbootsmann mit den Worten: „Der olle Fonge soll man wat Neues hebbeln!“ einen mit Köder versehenen Haihaken in das Meer, der sogleich im Rachen des Fisches verschwand. Der Haken hing am Hai, und was noch schlimmer war, der Hai am Haken fest. Wüthend biß er in die an ein langes Tau befestigte eiserne Kette, und gewaltig peitschte er das Meer, aber ohne Erfolg. Unter dem Gesang: „Zieht den Hai heran, Brandy und Gin“ zogen die handfesten Theerjaden nach dem Takt das Tau durch einen am Mastbaum befestigten Kolben, und eben so taktmäßig hob sich der Kopf des Gefangenen aus dem Wasser, befand sich bald an der Einfassung des Verdeckes, während der Schwanz im Wasser wie ein Mühlrad arbeitete. Vor Schmerz und Angst fauchte und pustete das geängstigte Thier, öffnete den Rachen und zeigte die Zähne. So blieb es einige Minuten hängen, bis das Deck geklärt, die Passagiere nach dem Bugspriet gedrängt waren und Verfasser einen Logenplatz im ersten Mastkorb eingenommen hatte. Aermals sangen und zogen die Matrosen — und brachen schließlich in Jubel aus, wie das arme Thier auf dem Deck durch entsetzliche Säge und fürchterliche Hiebe mit dem Riesenfächer sich zu befreien versuchte. Die Passagiere am Bug drängten sich ängstlich zusammen und fürchteten die Kraft des gereizten Thieres; auch oben im Mastkorb pochte Jemanden gewaltig das Herz. Bald befand sich der Kopf dicht am Mast; ein geschickt geführter Hieb mit einem Beil trennte Kopf und Wirbelsäule; stromweise floß das Blut nach den Seiten des Deckes, und langsam entfloß das Leben eines nützlichen aber von Seeleuten gehaßten Thieres.

Und nützlich sind die Haie unstreitig; sie befördern durch Vernichtung des Ueberflusses die Entwicklung des Ganzen. Deshalb hatte die Natur schon in jenen frühen Zeiten, wo die Fische die einzigen Wirbelthiere waren und als solche allein die große Wasserfugel bevölkerten, die Haie in Mengen geschaffen; deshalb spielen sie noch heute eine so wichtige Rolle im Haushalte der Natur und sind im Meere so wichtig wie Hechte im Karpfenteich. (H. W.)